

Nicolás Ferraro

LESE
PROBE



Thriller

ÁMBAR

PENDRAGON 

Übersetzt
von Kirsten Brandt



Thriller

ISBN: 978-3-86532-901-1

Klappenbroschur | 314 Seiten | € 22,00



9 783865 329011

Die 15-jährige Ámbar lebt zwischen einsamen Landstraßen und heruntergekommenen Motels. An der Seite ihres Vaters Víctor Mondragón, einem gefährlichen Gangster, ist sie Gewalt und Kriminalität gewöhnt. Statt am Wochenende zu Rockkonzerten zu gehen und Freunde zu treffen, verarztet sie Víctors Schussverletzungen oder denkt sich neue Tarnidentitäten aus. Was ihr zum Leben genügt, sind ein abgesägtes Gewehr, gefälschte Pässe und das wenige Geld, das sie heimlich für ein Tattoo spart. Doch je tiefer sie in die Welt und die Vergangenheit ihres Vaters eintaucht, desto mehr Zweifel kommen ihr. Kann sie ihm wirklich vertrauen? Und wird sie lange genug überleben, um seinen Geheimnissen auf die Spur zu kommen?



(Foto: © Sebastián Barraud)

Nicoáls Ferraro wurde 1986 in Buenos Aires, Argentinien, geboren und studierte Grafikdesign. Heute arbeitet er in der Abteilung für Kriminalliteratur der Nationalbibliothek. Er entdeckte das Noir-Genre für sich und schrieb daraufhin seinen Debütroman »Dogo«, der 2016 veröffentlicht wurde und Finalist beim Extremo Negro Award war. Mit »Ámbar« (2023) gewann er den renommierten Premio Hammett. Seine Romane wurden auch ins Portugiesische, Englische, Italienische und Französische übersetzt.



1

»Du bist meine liebste Narbe«, sagt Papá und tätschelt die Stelle an seinem Unterarm, auf die er meinen Namen tätowiert hat: Á M B A R.

Daneben zwei rote Hibiskusblüten, eine auf jeder Seite.

Er sagt, das seien meine Lieblingsblumen gewesen, als ich klein war. Ich erinnere mich nicht daran, dass ich mal Lieblingsblumen hatte. Auch nicht daran, dass wir Kontakt hatten, als ich klein war. Und am wenigsten erinnere ich mich daran, dass ich mal klein war.

Er trägt meinen Namen direkt unter dem Ellbogen, über der Stelle, bis zu der man die Hemdsärmel aufrollt, sodass er fast nie zu sehen ist.

Anhand deiner Tätowierungen kann man dich identifizieren, sagt er, und dann erzählt er die Geschichte von Furia Roldán, den sie geschnappt haben, weil er sich eine Billardkugel mit der Nummer acht in den Nacken hatte tätowieren lassen.

Aber jetzt gerade wird mein Name von dem Blut verdeckt, das aus dem Einschussloch knapp unter dem Schlüsselbein fließt. Ich gebe ihm ein Handtuch. Er wischt sich als Erstes das Tattoo ab und lächelt mich an. Meine Miene sagt: *»Lass gut sein, Alter«*, und er säubert sich die Wunde. Nach und nach färbt sich das Handtuch rot.

»Glatter Durchschuss«, sagt er und lässt sich auf das Sofa fallen, mitten auf das Buch, das ich gelesen habe, als ich zuerst die Scheinwerfer des VW 1500 bemerkte und dann ihn. Sein Oberkörper war nackt, er hielt seine Schulter und lehnte sich gerade lange genug an den Türrahmen, um wieder zu Atem zu kommen und eine Blutlache zu hinterlassen.

Ich handle automatisch, ohne dass er mich darum bitten muss. Zuerst schiebe ich die Vorhänge

am Fenster zur Straße beiseite und sehe nach, ob jemand hinter ihm her ist. Das Auto kann ich nicht erkennen, aber die Scheinwerfer sind noch an und beleuchten die Seite des Hauses. Je dunkler es draußen wird, desto deutlicher sind sie zu sehen. Als nächstes hole ich die Anglerkiste, in der wir unsere Hausapotheke aufbewahren, gebe ihm zwei Tabletten mit einem Glas Wasser und stelle ihm noch eine volle Flasche hin. Blutverlust macht durstig. Seine Armmuskeln zucken merkwürdig.

»Was hattest du an?«

»Mein Hemd.«

Als ich zwölf war, hat Papá mir beigebracht, Kugeln zu entfernen und Wunden zu nähen. Mit dreizehn habe ich schießen gelernt und ein paar Monate später, wie man ein Auto kurzschließt.

Wenn die Kugel glatt durchgegangen ist, besteht die einzige Gefahr in einer Wundinfektion durch Stoffreste oder Kugelsplitter. Ich schütte Wasserstoffperoxid darüber, bis rosa Schaum hervorsprudelt. Er flucht, aber das ist mir egal. Ich betrachte die Wunde näher. Das Eintrittsloch ist

rund, das Austrittsloch sieht aus wie ein Schlagloch. Mittleres Kaliber, vermutlich 9 mm. Eine .45er hätte ein ganzes Stück Fleisch rausgerissen, bei einer .22er wäre die Kugel stecken geblieben. Früher hat es mich irgendwann einmal überrascht – oder erschreckt –, dass ich so was weiß. Mittlerweile ist es selbstverständlich. Genauso selbstverständlich ist es, dass ich einen falschen Geldschein ertasten kann, eine Viper durch die Schuppen am Kopf von einer harmlosen Schlange unterscheide oder einen Vogel an seinem Gefieder erkenne.

Das Blut fließt wie verrückt. Ich kippe noch mehr Wasserstoffperoxid darüber, um die Wunde besser zu erkennen. Papá beißt die Zähne zusammen und hält die Luft an. Ich finde nur versengtes Fleisch.

»Scheint nicht schlimm zu sein.«

»Danke, Sommersprosse.«

Es freut mich, dass er mich so nennt und nicht nur *seine liebste Narbe*.

Bei fast jedem anderen Mann wäre diese Bezeichnung bedeutungslos. Die meisten haben

höchstens mal eine kleine Narbe über der Augenbraue, weil sie als Kind hingefallen sind, oder die Erinnerung an eine Blinddarmoperation oder die an einen Kampf, bei dem es um nicht mehr ging als um ihren Stolz.

Papá trägt seine Narben wie Orden. Nichts erzählt seine Geschichte besser als sein Körper. Víctor Mondragón ist ein Mann, den man in Blindenschrift besser versteht, als wenn man mit ihm redet. Aber eigentlich versteht man ihn in keiner Sprache.

Er trägt mich auf seiner Haut, aber in den Armen gehalten hat er mich nie. Er hat meinen Namen bestimmt, wollte aber nichts mit mir zu tun haben – bis er keine andere Möglichkeit mehr hatte. Er wurde zu meinem Vater, wie andere zu Überlebenden werden, durch einen Unfall. Für meine Eltern war die Liebe ein Unfall, von dem beide verletzt davonkrochen und Narben zurückbehielten. Manchmal denke ich, dass es stimmt: Ich bin tatsächlich seine liebste Narbe.

Ich gehe ins Bad, um noch mehr Verbandszeug

zu holen. Als ich zurückkomme, sehe ich durch die offene Tür, dass die Windschutzscheibe Löcher hat und mit Rissen überzogen ist wie von einem blutigen Spinnennetz. Auf dem Beifahrersitz liegt eine Leiche, aber ich kann sie nicht erkennen. Ist mir aber auch egal, ich habe niemanden mehr, dessen Verlust mir wehtun könnte.

Ich tunke Gaze in Desinfektionsmittel und drücke sie auf die Wunde.

»Halt fest«, sage ich, und er gehorcht.

Ich lege ein weiteres Stück Gaze auf das Austrittsloch, während ich mit den Zähnen einen Streifen Mullbinde abreiße. Ich drücke fest und schaue dabei zu, wie meine Nägel langsam rot werden.

»Worüber lachst du?«, fragt er.

Er hasst es, wenn ich mir die Nägel lackiere, aber wenn sein Blut sie rot färbt, scheint ihm das nichts auszumachen.

»Über gar nichts.«

Ich verbinde ihm weiter Brust und Schulter, wickle die Binde einmal, zweimal, dreimal um ihn

herum, bis sie zu Ende ist. Er betastet den Verband und bewegt die Schulter.

»Halt gefälligst still«, sage ich, und er lacht.

Dann erlischt sein Lächeln. Er lässt den Kopf hängen, betrachtet die tätowierten Blumen, kratzt an den Blutflecken daneben herum. Sie sehen aus wie abgefallene Blütenblätter, als sei der Hibiskus verdorrt und niemand könnte sich dazu aufraffen, ihn wegzuworfen – noch nicht.

»Pack deine Sachen zusammen«, sagt er und fügt hinzu, bevor ich etwas sagen kann: »Ja, ich weiß, ich hatte es dir versprochen.«

Er geht ins Schlafzimmer und kommt im Unterhemd zurück, über dem er sich ein frisches Hemd zuknöpfte. Dann sammelt er in allen Zimmern die Waffen ein und packt sie in eine Tasche. *Du weißt nie, wo sie dich erwischen.* Er geht vom Bad ins Schlafzimmer, und als er sieht, dass ich reglos im Wohnzimmer stehen geblieben bin, sagt er »Mach schon« und wiederholt, ich solle meine Sachen packen. Dass ich auch an das Gewehr denken soll, sagt er noch, wie andere Väter ihren Töchtern

sagen, dass sie ihre Jacke nicht vergessen sollen. Aber ich bleibe einfach stehen, knibbele sein Blut von meinen Nägeln, weil meine Tasche sowieso schon gepackt ist. Wie immer. Weil Papá mir alles Mögliche verspricht, aber seine Versprechungen immer ein Verfallsdatum haben, auch wenn er das vielleicht nicht weiß.

Ich gehe in mein Zimmer und schnappe mir meine Tasche. Im Wohnzimmer packe ich noch den Walkman und mein Buch hinein.

»Zieh die Jacke an, es ist kühl«, sagt er und bleibt im Türrahmen stehen, den Fuß in der Pfütze aus Blut, das einmal seins war und jetzt niemandem mehr gehört. Als er mich ansieht, weiß ich schon, was kommt. »Eines Tages wirst du mich verstehen.«

Aber noch verstehe ich ihn nicht und ich hoffe, dass das auch so bleibt.

Ich stelle mich ans Fenster. Papá macht die Scheinwerfer des VW 1500 aus. Mit dem gesunden Arm schleift er den Toten hinter sich her, um den Wagen herum, und ich sehe, wie viel Mühe es ihn

kostet, ihn in den Kofferraum zu hieven, aber ich denke nicht daran zu helfen.

Diesmal nicht.

Im Abendlicht zieht sich sein Schatten grotesk in die Länge, erstreckt sich über die Wiese, klettert an der Hauswand hoch. Als ich klein war, liebte ich es, zu dieser Tageszeit meinen Schatten zu betrachten. »Ich bin erst neun«, verkündete ich Papa, »aber mein Schatten ist schon fünfzehn, und wenn ich mal groß werde, dann bin ich genauso lang.«

Ganz weit hinten am Horizont erlischt die Sonne wie ein vom Wind ausgeblasenes Streichholz, und alle Schatten, die von dem Auto, von Papá, dem Haus und mir, verschmelzen ineinander und verschwinden im Gras. Und ich denke, dass ich jetzt, mit fünfzehn, keinen Schatten mehr habe, sondern nur noch Dunkelheit.

2

Ich dachte immer, das Schwierigste wäre, im Sturm Auto zu fahren. Das war es auch, bis ich nachts mit einer geborstenen und blutbespritzten Windschutzscheibe fahren musste.

Papá bestand darauf, dass ich fuhr. Er sagte, er müsse seine Wunde schonen, aber ich glaube, er machte es, damit ich nicht auf der Sauerei sitzen musste, die der Tote hinterlassen hatte. Bevor wir einstiegen, wischte er den Beifahrersitz mit einem Stück Zeitungspapier halbwegs sauber. Die festen Bestandteile – hauptsächlich Knochen und Hirnmasse – fegte er einfach raus, aber das Blut war hartnäckig, es klebte an der Windschutzscheibe und sammelte sich auf dem Boden und der Ablage.

Das größte Problem auf meiner Seite sind die Risse in der Scheibe. Es sieht aus, als wäre die Landstraße verpixelt. Ich versuche, durch das große Loch direkt vor mir zu spähen. Meine Rückenlehne ist komplett von Kugeln zerfetzt und ich frage mich, wo er gesessen hat, dass er nicht

durchsiebt wurde. Vom Fahrtwind laufen mir Tränen über die Wangen. Manchmal knallt mir eine Mücke ins Gesicht und ich habe Angst, dass sie mir ins Auge gerät. Ich hätte gerne eine Brille. Wenn das hier vorbei ist, sage ich ihm, er soll mir eine kaufen.

»Wohin?«

»Es ist nicht mehr weit.«

Er rutscht auf seinem Sitz hin und her. Das Blut auf seinem Hemd bleibt am Ledersitz kleben und macht ein schmatzendes Geräusch. Er hält seine 38er zwischen den Knien wie eine alte Frau in der Kirche ihren Rosenkranz.

Ich warte auf eine Erklärung, will eine Erklärung. Ich wüsste gerne, wie es kommt, dass jemand als Lastwagenfahrer losfährt und mit dem Tod auf dem Beifahrersitz zurückkommt. Aber Papá ist ein Mann für Lösungen, nicht für Erklärungen, und das wird sich nicht ändern, nur weil ich es gern so hätte. Sein Blick ist hellwach, die Augen zusammengekniffen, als würde er auf etwas zielen oder es misstrauisch betrachten.

Ständig starrt er in den Rückspiegel oder in die Seitenspiegel, dabei kann man kaum etwas erkennen. Das Mondlicht hilft kaum, es erhellt die Landschaft und die Straße nur minimal. In dieser Gegend gibt es keine Tankstelle oder Autowerkstatt. Nichts dergleichen. Auch keine Restaurants, was laut ihm gut ist, weil dann auch keine Bullen in der Nähe sind. *Keine Möglichkeit, ein Choripán zu essen oder Bestechungen zu kassieren*, sagt er.

Der Asphalt ist mit Schlaglöchern übersät, als hätte er Akne gehabt. Ich fühle mich schäbig, weil ich sofort an Yanina Gorostiza denken muss, meine Sitznachbarin in der Schule. *Mondgesicht* haben die anderen sie genannt. *Melina-Ich habe größere Titten als ihr-Loria* und *Hanna-Ich tue so, als wäre ich Deutsche-Garmendia* haben ihr den Namen verpasst. Yanina hat zwischen ihren Aknenarben riesige Pickel, die sie aus Angst vor noch mehr Narben nicht anrührt. Manchmal hatte ich Lust, sie auszudrücken. Oder Melina oder Hanna zusammenzuschlagen. Wäre ich ihre Freundin gewesen, hätte ich etwas unternommen.

Ich betrachte meine Haut im Rückspiegel. Zum Glück neige ich nicht zu Pickeln. Narben werde ich wohl trotzdem bekommen.

Meine Hände sind verkrampft, weil ich das Lenkrad so fest umklammere. Im VW gibt es keine Möglichkeit, Musik zu hören. Das Radio hat nie funktioniert und vor Kurzem ist Papás Kasette mit Barboza im Kassettendeck stecken geblieben. Im ersten Moment war ich froh, aber jetzt würde ich liebend gerne diese Akkordeonmelodie mitsummen, die ich in- und auswendig kenne, um zu vergessen, dass im Kofferraum ein Toter liegt, dass Papá verwundet ist und dass jemand hinter ihm her ist, um ihn zu töten.

Das einzig Gute ist, dass wir den VW loswerden.
Endlich.

Als wir hierhergezogen sind, an den Ort seiner Kindheit, haben mir drei Dinge bewiesen, dass wir dieses Mal wirklich bleiben würden, und das sogar als Ámbar und Víctor Mondragón:

Der VW 1500.

Meine Schulanmeldung.

Und dass ich meine Haare rosa färbte.

Der VW 1500 ist das einzige Auto, das er je im Leben gekauft hat. Es war seine Art zu sagen, dass wir von jetzt an nach den Regeln spielen würden. Ein asthmatischer Motor, eine militärgrüne Karosserie und pockennarbige Bezüge. Von allen Autos, die wir je hatten, ist es das Schlimmste. Und wir hatten so einige. Mit was uns Papás Brechstange eben versorgte. Manchmal lackierten wir sie um, tauschten die Nummernschilder aus und waren fertig mit der Sache. Der Lack blieb einem tagelang an den Fingern kleben und dann mussten wir immer sagen, dass wir uns Geld mit Malerarbeiten verdienten. *So jung und arbeitet schon*, sagten die Leute, die immer ihre Nase in alles stecken.

Ansonsten kommen wir mit dem aus, mit was uns Méndez eben versorgte. Er ist für mich das, was ich vielleicht am ehesten als Onkel bezeichnen würde. Dann und wann schauten wir bei ihm vorbei, vor allem, wenn wir eine Zeit lang untertauchen mussten, weil etwas schiefgelaufen war. Soll heißen: weil Papá es – mal wieder – verbockt hatte

und wir uns in seiner Garage verstecken mussten. Méndez ist um die fünfzig und lächelt ständig, es ist wie ein Tic und kommt vielleicht noch von seiner Zeit als Junkie. Es ist nicht übel, Zeit mit ihm zu verbringen. Im Gegensatz zu den anderen Männern, mit denen Papá sonst so zu tun hat, redet er gern und viel. Méndez spricht in einer Geschwindigkeit, als müsste sein Mund wettmachen, was sein Körper nicht mehr kann. Er zieht sein rechtes Bein nach, als würde er eine Eisenkette mit Kugel mit sich herumschleppen. Ich habe nie erfahren, was passiert ist und habe mich auch nie getraut, zu fragen. Manchmal fasste er sich an den Knöchel und sah Papá mit einer Mischung aus Bewunderung und Angst an und ich fragte mich, ob Papá ihn gerächt hatte oder ob er es gewesen war, der ihm den Knöchel zerschmettert hatte.

Geheimnis meines Vaters Nr. 231.

PENDRAGON

Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 052169689
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Überreicht von Ihrer Buchhandlung

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld